



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### **Das Liebesleben in der Natur**

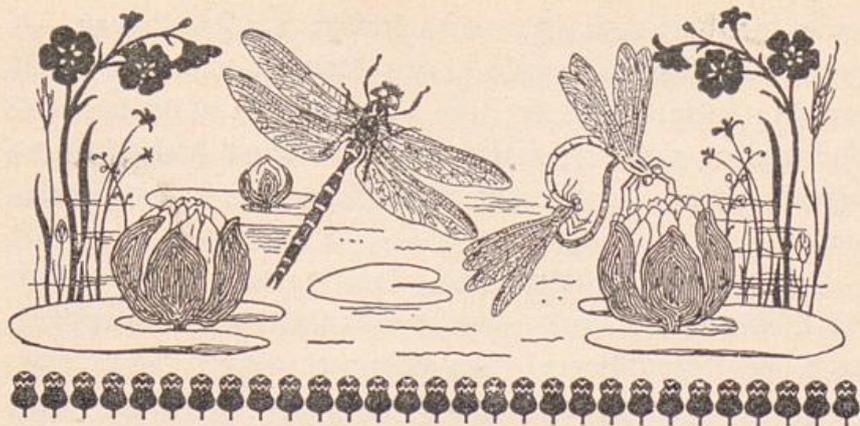
eine Entwicklungsgeschichte der Liebe

**Bölsche, Wilhelm**

**Jena, 1904**

Herr Stachelynsky. - Im grünen Wasser. - Die alte Melodie: „Das Weib ist bitter.“ - Das Hochzeitskleid. - Wie Herr Stachelinsky ein Nest baute. - Die Zigeunerin. - Vom braven Vater und den bösen ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47725](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47725)



Vom Spinnenzaun am Kiefernwald an die Seeküste.

Es gilt nur auf einen Augenblick. Ich muß dir neben das Märchen von der Spinne gleich hier ein zweites stellen, des Kontrastes wegen. Obwohl aus ganz anderem Gebiet. Laß einen Moment die Gliedertiere dir wieder im blauen Wolkendunst versinken. Wir kehren sofort zurück. Jetzt nur ein Intermezzo. Fern aus anderem Tierstamm, von den Wirbeltieren. Aus der Gasträa wurde ein Wurm. Aus dem Wurm wurde hier ein Krebs, ein Tausendfuß, eine Spinne. Und dort ein Urfish, ein Neunauge, ein Haifisch, ein Stör, ein echter Fisch, etwa ein Hering. Du erinnerst dich, — die Heringe, wie sie liebten. Hierher tauche für eine Minute mit mir — zu der Verwandtschaft des Herings. Ins Wassergrün, in das Smaragdgrün der fischdurchwimmelten Tiefe. Wieder ein dumpfer Konflikt. Und wieder die Augen der Madonna, — auch hier.

Ich hatte einen Bekannten, dessen ganze Lebensphilosophie auf den Vers ging: das Weib ist bitter. In seinen schlimmsten Stunden sann er, ob das Weib nicht überflüssig sei. Ein Hemmnis der Kultur. Vielleicht spiritistisch neben den Mann gezaubert bloß als ein böser Schatten seines Lichtgeistes, ein Spuk, der ihn äßt. Vielleicht darwinistisch bloß eine minderwertige Art, die der Mensch wie ein Rudiment mitschleift, durch

ein altes Unglück der Entwicklung mit ihr verknüpft. Dann erging er sich in Utopieen, wie der Mann zu retten sei vor diesem „Weib“. Absolute soziale Trennung. Eine „Menschheit“, bestehend aus Nationen unabhängiger, geistesstarker Männer. Und da und dort, möglichst isoliert davon, eine Art großen Zigeunerlagers, wo das Geschöpf Weib sich aufhielt. Ab und zu für den Mann die schwere Pflicht, auf kürzeste Zeit sich mit dieser fremden Welt zu beschäftigen. Aber wahrlich nur aus leidiger Pflicht — und so kurz wie möglich. Dann kehrte er wieder heim in das wahre große Geistesreich, wie ein Kulturmensch vom Nordpol kehrt. Und alle Kindererziehung bei den Männern, ausschließlich. Die Zukunft mußte etwas derart bringen . . . . kein Zweifel. Und es war doch wenigstens ein stolzes Gefühl, um die Zukunft zu wissen . . . .

Ich sehe ihn noch wie heute, wie er mir das einmal vorbozierte, in grauem Ton, ein graues Männlein. Ein Regentag und die Wasser rannen. Ich aber dachte an Ovids Metamorphosen und in was der Geist des alten lustigen Dichters diesen galligen Erdensohn wohl verwandelt hätte.

Dein Körper, du Lieber, den die Galle ohnehin schon schrumpfen ließ, wäre ganz aufs winzige zusammengeschnurrt, — bis auf acht Zentimeter herab. Hinten wäre dir ein zierliches Fächerchwänzchen gewachsen, deine Beine und Arme wurden Flossen, über deinen Rücken und Leib goß sich ein zartes Grün und Silber aus, das schuppig glänzte. All deine Seelenborstigkeit und Weiberverachtung aber stach dir in ein paar langen, haarscharfen Spitzen aus dem Leibe heraus, Stacheln so mörderisch, daß selbst der grimmigste Hecht dich entsetzt ausspeien möchte, ohne es gleich zu können, da du ihm den Gaumen anbohrtest, wie ein Igel sich in eine Hundeschnauze bohrt.

Alles in allem, du wärst unser lustigster Fisch geworden: der Stichling, Stechbüttel oder Stachelinsky. Und das nicht bloß zur Strafe für deine Stachelseele überhaupt, sondern weil dieser Stichling drunten tief im verschwiegenen Wasser alles

schon verwirklicht hat, was du von weiberfeindlicher Zukunft erhofftest.

Ach, unsere menschlichen Träume sind so dünn: wir bauen die großartigsten Utopieen, einen neuen Himmel über Wolkenfuchtsheim, im Jahre 3000 oder noch später. Die Natur hat das aber in Wahrheit alles längst vor uns gemacht, hat es durchgeprobt und durchgesiebt in der Erfahrung längst verflößerter Jahrtausende. Hat es aber zu leicht gefunden, um es in die große Sichtlinie Tier—Mensch aufzunehmen. So daß es uns heute nur noch wie eine krause Reliquie aus irgend einem Sumpfwinkel angloht . . . . .

Der Mann und dreimal der Mann ist der Held im Lebensepos der Stacheligkeit. Das Weib ist besten Falles nur eine Episode darin. Der Mann ist der Vertreter der ganzen Gattungsmoral, der nicht bloß als Individuum zu Selbstzwecken existiert, sondern gleichsam noch Bürger einer höheren Gemeinschaft ist, die als Gattung durch die Jahrtausende geht. Das Weib ist daneben wirklich nichts anderes, als eine schweifende Zigeunerin, die ohne Gewissenspflichten in den Tag lebt. Damit es so sein kann, ist denn allerdings ein verwickelter Roman nötig, der sich in grünen Wassertiefen spinnt.

Herr Stachelinsky hat von Natur einen knurrigen, herrischen, mißgünstigen Zug im Temperament. Unermülich balgt er sich mit seinesgleichen, und nur wenn ein gemeinsamer großer Feind, ein Raubfisch etwa, der die Stacheln der kleinen Ungeheuer nicht fürchtet oder noch nicht kennt, in der Nähe auftaucht, fährt eine vorübergehende Solidarität in eine ganze Bande solcher raufboldigen Stachelinskys zum Zweck gemeinsamer Verteidigung.

Das „Weib“ im Sinne eines liebenswerten Wesens oder gar einer treuen Genossin in Kampf und Arbeit existiert im gewöhnlichen Zustande für den räuberischen Stachelindividualisten nicht. Gelegentlich, auf einem Beutezug, gerät er wohl einmal unter die „Weiber“, die sich gewohnheitsmäßig in gesonderter

Schar abseits halten, meist nahe der Oberfläche des Wassers, während die Männer im Tiefen haufen. Statt Liebe giebt's dann aber auch dort sofort Zank, Prügelet und Stecherei, bis entweder der Mann die Weibsteute auseinander gejagt und um ihre Beute gebracht hat oder ein besonders massives Weib dem männlichen Eindringling eins aufzubrennen weiß und er wie ein schlechter Jäger, den der Hirsch verbeuelt hat, in sein Revier zurückkehrt.

So im Alltagsleben. Es kommt die Stunde, wo Stachelinsky der Mann eine seltsame Erregung in sich fühlt. Jene Erregung, die im Leben der Geschöpfe so entscheidend losbricht. Aus dem großen Zellenverband des Manneskörpers haben sich gewisse Einzelzellen losgelöst: an einer Stelle des Innenleibes hat sich eine Substanz angesammelt, in der zahllose kleine Zellenindividuen nach Befreiung, nach Entleerung drängen: der Samen ist triebkräftig und will heraus, um auch Stachelinskys Individualexistenz zu erweitern zum Gattungsleben, zur Gattungsunsterblichkeit. Der weihewolle Moment, wo das jugendlich spröde „Verachte das Weib!“ umzuschlagen pflegt in die große Passion, in das freudvoll-leidvolle Suchen und Finden des Ewig Weiblichen!

Ganz anders aber bei unserem Stachelinsky. Der gärende Stoff läßt ihn zwar keineswegs kalt. Schon vorher hatte er die Gabe, wie ein cholertischer Mensch oder Truthahn, dem das Blut zu Kopfe steigt, in Augenblicken heftigen Affektes, bei Zorn und höchstem Kampfeszeifer, das blasser Grün und Silber seines Leibes jählings in leuchtend grelle Farben zu verwandeln: der Bauch wurde durch blitzschnell einschließende Farbwelle knallrot wie der Schnitt eines Liebhaberbandes, der Rücken smaragdgrün, die weiße Iris des Auges tiefgrün. Jetzt, wo eine dauernde Erregung alle Nerven vibrieren läßt, werden diese Prachtfarben zum dauernden Kleid: es stellt sich jener Zustand ein, den man als „Hochzeitskleid“ bezeichnet. Aber an Hochzeit scheint Stachelinsky gerade jetzt am allerwenigsten zu denken.

War er vorher ein Unruhstifter und unverbesserlicher Balgbruder, so kommt es jetzt mit dem bunten Frack über ihn wie vollkommenste Welt- und Mittfischverachtung. Sein galliges Temperament erscheint auf dem Höhepunkt und das scheinbare Hochzeitsrot nur als die in Permanenz erklärte Buterfarbe des individualistischen Fanatikers, dem schon der einfache Anblick eines zweiten Wesens die Butadern beinahe zum Plagen bringt.

Das freie Herumschweifen im Wasser steckt er plötzlich auf. Er sucht sich einen festen Fleck, von dem er nicht mehr gewillt scheint zu weichen. Wer sich naht, den verjagt er wie ein Rasender, Mann wie Weib. Ist das Terrain aber klar, Ruhe ringsum und die volle Freiheit zu völlig einsiedlerischen Thaten gegeben, so beginnt er dort ein geheimnisvolles Werk.

Zunächst schleppt er allerlei Material an, wie es der Wassergrund bietet, Wurzeln, Stücke von Wasserpflanzen, Halme und Genist vielfältiger Art. Manchen passenden Teil reißt er gewaltsam erst da und dort los und läßt ihn prüfend dann noch einmal fallen, ob er wohl als zu leichtes Schwemmmaterial vom bewegten Wasser mitgenommen werde oder zu Boden sinke und sich durch eigene Schwere selbst verankere. Nur das schwere Blatt, den schweren Halm nimmt er als brauchbar mit. Wie ein Star lange Strohfüden einer Fahne gleich hinter sich herschleppt, so macht es ihm nichts aus, mit Pflanzenstücken im Maule anzukommen, die länger sind als sein ganzer Leib.

Am guten Ort, im Süßwasser (denn er lebt hier so gut wie in der See) meist auf sandigem Grunde, über dem das Wasser nicht stagniert, sondern hell und rasch fließt, wird das gewonnene Rohmaterial angehäuft und mit unendlicher Sorgfalt nach und nach zu einem kunstvollen, fest vernieteten Bau verarbeitet.

Den Grund bildet eine Höhlung im Sande, durch Kiesförner gestützt. Darauf erhebt sich allmählich eine rundliche

Wölbung aus Pflanzenmaterial. Die Wände wachsen, indem der kleine Baumeister (Stachelinsky mißt ja durchweg noch nicht zehn Zentimeter und oft weit weniger) Schicht um Schicht des Gewürzels und Genistes wie ein regelrechter Maurer aufträgt und ankittet.

Den Mörtel oder Kitt hat er im eigenen Leibe: wenn die Rohschicht lose liegt, spreizt er den Körper darüber und notdürftig einen dicken Tropfen klebriger Substanz darauf, der die Stoffe alsbald unter sich und an der Unterlage festhaften läßt. Ab und zu, wenn ein Stück Wölbungswand glücklich steht, schmeißt er sich gewaltsam gegen sein Werk zur Prüfung, ob es wohl noch durch Druck zum Einsturz gebracht werden könne. Oder er bringt mit stürmischem Flossenschlag das Wasser darüber in Wallung, daß nach einer Art grober Auslese alle noch nicht ganz niet- und nagelfesten Teile wieder als lose Spreu aufstrudeln und so die Lücken sich weisen, wo noch mit Kitt nachzuhelfen ist.

Die ganze Arbeit erscheint um so wunderbarer, als der Maurer ja ein Fisch ist, der keine Hände, sondern nur rohe Flossen hat und der auch buchstäblich eigentlich mit dem ganzen Leibe zugreift, alles durch Anschmiegen, Drücken, Schwenken und Strudeln im ganzen zu einander treibt oder höchstens mit dem Maule nachhilft, das in den Kinnladen einen ganz feinen Strich sammetartiger Zähne trägt.

Stunde um Stunde währt die unermüdlige Thätigkeit unseres Eremiten so. Vier allein braucht der Rohbau, die feinere Ausgestaltung mehrere ganze Tage. Dann endlich ist das Kunstwerk fertig: im ganzen jetzt eine solide Wölbung etwa von Faustgröße, oben völlig geschlossen, dagegen an der Seite mit einem Eingangsloch von Stichlingsbreite. Vielfach werden Schlamm oder Sand zum Schluß noch so über den Bau weggestreut, daß außer dieser Öffnung überhaupt nichts von ihm direkt zugänglich oder sichtbar bleibt.

Stachelinsky hat nicht bloß für sich gebaut.

Seine Absicht ging in Wahrheit nicht auf eine Eremitenklaufe. In ihm ist jener räthelhafte Zug erwacht: der dunkle Fernblick auf eine Existenz jenseits seiner eigenen, auf junge Wesen, die erst sein Samen erzeugen soll und in denen die Gattung fortleben wird. Die Zelle im Teichgrund, die er so mühsam errichtet hat, ist ein Nest, bestimmt, die Jungen in ihrer frühesten Entwicklung zu hegen.

Stachelinskys des Mannes Eigenart ist es bloß, daß er als zukünftiger Vater ganz unabhängig vom Weibe dieses Nest baut.

Stachelinska dem Weibe fiel es niemals ein. In fernen Wasserschichten treiben sich die Stachelweiber nach wie vor mit freier Zigeunerlustigkeit umher, während der Einsiedel in dunkler Vision irgendwie den Begriff „Nachkommenschaft“ aufdämmern sieht und der inneren Pflicht getreu an seine Arbeit im Gattungsdienste geht. Nun, da das Nest fertig ist, fordert der Gattungszweck aber selber, ob wohl, ob übel, eine wenigstens temporäre Befassung mit dem „Weib“, — da hilft kein Beten, wie Falstaff sagt.

Und so muß Stachelinsky also jetzt in den sauren Apfel beißen, seine eremitische Borstigkeit für eine kurze Spanne Zeit etwas abzuschleifen und die leidig notwendige Ergänzung „Weib“ in irgend einer Form selber herbeizuschaffen. Wie er es macht, das gleicht freilich nicht gerade einer ehrsamem Ehefrette, sondern sieht verzweifelt ähnlich dem Gebaren eines bösen Junggesellen, der eine schöne Stube daheim geheizt hat und nun zu sehr vorübergehenden Zwecken ein Weib sich von der Straße kiest . . . . .

Stachelinsky schwimmt vom Neste ab und kehrt nach einiger Zeit mit einer Stachelinska heim, — sei es nun (hier schwanken die Beobachter), daß er eine betreffende gerade vorbeischwimmend und durch seinen Nestbau angelockt in nächster Nähe entdeckte, — sei es, daß er mitten ins Weiberlager eingebrochen ist und (vielleicht seiner herrlichen Hochzeitsfarben

wegen) ausnahmsweise dort nicht die gewohnte Prügelei, sondern das Entgegenkommen einer verträglicheren Seele gefunden hat.

Einmal unter vier Augen mit der Zigeunerin, findet Stachelinsky die Sache offenbar gar nicht so ganz übel. Das Weiblein, das selber noch nicht recht zu wissen scheint, was es vor der Eremitenhöhle soll, wird von ihm recht vergnügt umschwänzelt. Vor seinen Augen stürzt sich der Mann durch das offene Loch in die Nesthöhle, legt das Innere noch ein letztes Mal rein und deutet durch mancherlei Bewegungen an, es sei erwünscht, daß Stachelinska höchstselber einfahre. Stellt die Zigeunerin sich jetzt sehr dumm, so erwacht etwas von der alten Rauhbeinigkeit: Stachelinsky drängelt ihr ziemlich grob auf den Leib, kugelt sie mit den Stacheln und prügelt sie leicht mit dem Schwanz: sie soll und muß ins Nest hinunter.

Hilft auch das nicht, so reißt dem Pflichtbräutigam die Geduld: „Weiber“ kann er „mehr“ haben, — die Blöde wird brutal verjagt und eine neue herangeholt.

Schließlich nimmt aber doch wohl die erste oder irgend eine spätere Raison an, schlüpft in das Nest und begreift nun offenbar auch den eigentlichen Sinn des Ganzen. Sie soll dahinein ihre Eier legen . . . . .

Wie bei allen Fischen, ist zu diesem Akt bei dem Weibe offenbar auch hier eine gewisse Höhe und Auslösung geschlechtlicher Erregung nötig, die sich in ihm durch die langen Präliminarien des eigentlichen Nestbesuches genügend angesammelt haben mag und nun in regelrechter Weise zum Ziele gelangt. Wahrscheinlich giebt das Männchen selbst noch einen letzten Effekt dazu, indem es dem Weibe in das Nest nachrückt und seinen Leib von der Seite her gegen den anderen reibt. Jedenfalls: Stachelinska verliert hastig zwei oder drei Eier. Dann aber bricht sie mit einem wüsten Ruck aus der anderen Seite des Nestes heraus, das so eine zweite Öffnung bekommt, und fort ist sie, heim zu den Genossen, ins freie Zigeunerlager der Stachelfrauen.

Stachelinsky hat inzwischen seinerseits auch den Gipfel erotischer Gefühle erklimmt: kaum streicht das Weib über die Eier fort, so ist er darauf und ergießt das nötige Quantum Samenmilch zu ihrer Befruchtung. Das Schicksal des Weibes selbst kümmert ihn von diesem Augenblicke an absolut nicht mehr.

Nur eines weiß er: die paar Eier sind ihm für seine Gattungspflicht lange noch nicht genug. Er kann nicht nur: er muß noch mehr Weiber haben. Mit dem neuen Tage zieht er abermals aus, holt wiederum genau nach demselben Rezept eine passende Braut und läßt sich von ihr das Gelege entsprechend vermehren. Monogamische Begriffe stehen ihm vollständig fern. Das „Weib“ in Anführungszeichen hat für ihn einen Zweck, nämlich Eierlegen; irgend welche Individualität kommt bei diesen Zigeunerinnen nicht in Betracht, abgesehen davon, daß einzelne ganz vernagelt Dumme, die sich nicht einmal zu dem Eiergeschäft eignen, ausgemerzt werden. Ist die genügende Eierzahl erreicht, so hört die ganze Weiberfreundschaft überhaupt auf.

Wehe dem Weibe, sei es nun ein gehabtes oder ein fremdes, das fortan dem Nest, das nun wieder ausschließlicher Eremitenbesitz ist, nahen will, — mit höchster Brutalität wird es in die Flucht getrieben. Übrigens eine Brutalität, die in mildem Lichte erscheint, wenn man sieht, daß diese Weiber, und zwar gerade die gehabten, selber aller Muttergefühle bar sind und nichts sehnlicheres erstreben, als das Nest nachträglich noch einmal gewaltsam zu erobern, die Eier nach Zigeunerart zu rauben und, was noch über die Behandlung bei Zigeunerkindern geht, aufzufressen . . . . .

Sind solche Gefahren außer Sicht, so beginnt für Stachelinsky, nunmehriger Vater, wieder eine stille Zeit in strenger, aber beschaulicher Pflichterfüllung, ähnlich der, da er einsam das Nest erbaute.

Rund etwa zehn Tage brauchen die Eier in der schlammverhüllten Wölbung, um winzigen jungen Fischlein das Leben zu schenken.

In dieser ganzen Zeit weicht der Alte keinen Moment vom Nest.

Jede geringste Schädigung, die das strudelnde Wasser an der kleinen Kunstkugel hervorbringt, verfolgt er mit wachsamem Blick, — augenblicklich bessert er sie aus. Oft erscheint er an einem der Nestlöcher oder im Innern selbst, flimmert leise mit den Brustflossen hin und her und führt so durch die Bewegung des Wassers den Eiern den Sauerstoff zu, dessen ihr verborgenes Keimleben bedarf.

Es ist, als bethätige jeder dieser Stachelväter eine endlose Kette heilsamer Erfahrungen, — Erfahrungen, die er selbst in seiner Individualexistenz unmöglich gemacht haben kann und die nicht ihm, sondern einer neuen Generation erst in dunklem Werdegang begriffener Individuen zu gute kommen . . . . .

Eines Tages endlich sind die Jungen da, unglaublich kleine, nur mit dem Vergrößerungsglas erkennbare Geschöpfchen, denen ein Pfleger anfangs eher noch mehr not thut als den im Schlammnest verborgenen Eiern. In dieser Zeit gewinnt das Verhalten des Vaters vollends einen rührenden Zug. Mühsam bricht er das Nestdach über der entwickelten Brut ab, läßt die Kleinen selbst aber noch keineswegs frei in das vielbewegte Lebenswasser hinaus. Wollen sie sich, mählich erstarrend, kühn ins Weite wagen, so holt er sie behutsam heim, indem er ihnen nachschwimmt, sie ganz einfach mal überschleicht und rückkehrend wieder in die Nesthöhle hineinspußt.

Wie ein silbernes Flöckchen erscheint so die dicht gedrängte kleine Schar noch eine ganze Weile auf der Flut, sorgsam behütet vom alten dicken Stachelinsky mit dem roten Bauch.

Erst wenn das junge Volk eine gewisse Größe hat und sich ausreichend selbst ernähren kann (die ganz jungen Fischlein zehren zunächst ihren am Leibe mitgeschleiften Eidotterack auf),

erlischt des Alten reges Interesse und die Kolonie zerfließt in alle Wasser hinein.

Die Stärke der Vatergefühle, die Stachelinsky im ganzen beseelen, sind von trefflichsten Beobachtern noch durch massenhafte Einzelzüge belegt worden. Ein Stachler, der sein Nest, an sich dummer Weise, am Meeresstrand im Gebiet der Ebbe angelegt hatte und mit der abfließenden Welle davon mußte, kehrte jedesmal mit der Flut zurück und besserte etwaige Schäden aus. Ein anderer, dessen Nest aus einem Aquariumbecken in ein anderes gewaltsam versetzt worden war, fand es wieder und setzte die Pflege fort. Dieser gleiche treue Vater raste sich zu Tode, als ihm seine eigenen scheufälligen Weiber, während er mit heutelüfternen anderen Männern kämpfte, hinterrücks das Nest zerstört und die Eier weggefressen hatten. „Das Weib ist bitter.“



Du merkst, warum ich dir vom Stachelinsky unmittelbar hinter der Spinne erzählt habe.

Dort die Konkurrenz gleichsam der einfachen Freßgelüste mit der erotischen Empfindung: das Weib, das den Mann noch im Moment der Liebesumarmung mit kannibalschen Absichten bedroht. Dasselbe Weib aber dann als ideale Mutter. Hier dagegen der Konflikt der Freßgelüste eben mit den Muttergefühlen: die Mütter, die räuberisch ihre eigene Brut bedrohen. Im Kontrast aber eine Steigerung der Vatergefühle ins äußerste hinauf, die alles wieder wett macht.

In beiden Fällen die Geschlechter weit auseinander, — so weit, daß Mann und Weib sich mit Ausnahme eines ganz

kurzen Moments wie Feinde, wie wilde Konkurrenten oder gar Beuteobjekte im Daseinskampfe gegenüber stehen.

Welch ein Abstand, — erinnere dich an den grotesken Syngamus in der Entenluströhre, wo die Gatten sich zeitlebens nicht aus innigster Geschlechtsverknüpfung lösten, an das tolle Diplozoon, wo zwei Hermaphroditen übers Kreuz miteinander verwuchsen.

Spinne wie Stichling stehen in der Entwicklungskette enorm hoch über Diplozoon und Syngamus. Ist es nicht, als wolle die Höherentwicklung auf eine wachsende Trennung der Geschlechter, auf eine zunehmende Zerstörung der Ehe, der engen Geschlechtsverfettung an? Täusche dich aber nicht.

Wir sind eigentlich im Laufe der Dinge noch unterhalb aller echten Ehe in solchen Fällen wie Spinne und Stichling. Wohl findest du die Ehe schon ein gut Stück abwärts von dir inmitten der Tierwelt ganz zweifellos echt ausblühend. Aber wo sie möglich wurde, da wurde sie es nur als nachträgliche neue Wiedervereinigung zweier gleichsam geistig in sich geschlossener, zunächst innerlich ganz auf sich gestellter, scharf gesonderter Individuen. Solche Individuen waren aber erst möglich von einer gewissen Stufe der Geistesentfaltung an.

Indem diese Stufe eintrat, mußte sie zunächst im äußeren Bilde wie eine Isolierung, eine Entfernung der Geschlechtspartner voneinander aussehen. Von der stumpfen Lebensverwachsung der Diplozoon und Syngamus führt der Weg zur wahren, hilfsbereiten, in Arbeitsteilung noch weit über das Geschlecht hinaus sich sozial zusammenthueden Ehegemeinschaft zweier höherer Tierindividuen allenthalben dunkel über eine Trennungsstufe, die die Individuen — auch die geschlechtlich aufeinander angewiesenen — zunächst einmal schärfer voneinander trieb, auf's einzelne jedes für sich stellte. Erst auf der Errungenschaft dieser schärferen Individualisierung konnte sich dann erst wieder der Fortschritt in Gestalt höherer Einigung aufbauen. Und es ist zweifellos, daß auch von diesem Zwischen-

prozeß die Spuren in die wunderlichen Liebeskomödien bei Spinne wie Stichling hineinragen.

Bloß daß du hier versteinerte Extreme des notwendigen Überganges siehst. Bis in das Extrem der Extreme, bei dem die Geschlechter einer und derselben Spinnenart sich so weit voneinander „fortindividualisiert“ haben, daß bei der schließlich doch notwendig werdenden Begegnung ein Konflikt der Instinkte: Fressen gegen Liebe, möglich wird.

Wie nah du aber trotzdem mit beiden Fällen der höheren, gerade diese gesteigerte Gegensätzlichkeit der Geschlechtsindividualitäten wieder ideal zusammenfassenden Tierreihe schon stehst, kannst du an dem außerordentlichen Anwachsen, ja der geradezu elementar durchbrechenden Wucht der Elterngesühle ermessen.

Gewiß: sie erscheinen in jedem Falle je auf ein Geschlecht beschränkt, — aber bezeichnender Weise je auf ein verschiedenes. Einmal auf die Spinnenmutter. Und einmal auf den Stichlingvater. Ich will bei einer anderen Gelegenheit über diese Gefühle noch ein besonderes Wörtchen mit dir reden, — da, wo uns die ganze Linie gleichsam in ihrer Verdickung und Aufstauung gegen den Menschen zu entgegentritt und erst ihre allerhöchste Wucht erreicht. Nimm hier zunächst einmal an, es handle sich einfach wieder um eine Grunderscheinung der lebendigen Wesen, — freilich jetzt eine mit sehr geistigem Ausdruck, wie sie denn auch erst von einer bestimmten Geistes-sichtbarkeit an dir bei den Tieren deutlich sichtbar wird.

Auf alle Fälle war mit dem Vordrängen dieser neuen Aufgabe des Individuums eine neue Brücke zu einer höheren ehelichen oder wenigstens eheartigen Zusammenarbeit und idealeren Wiedervereinigung der Geschlechter auch neben und nach dem eigentlichen Geschlechtsakt angebahnt, die der extremen Individualisierung und Isolierung ganz von selbst wieder als Regulativ entgegenarbeiten mußte.

Spinne und Spinnerich, Stachelinsky und Stachelfrau sind jedes für sich schärfste Individualitäten, — extrem bis zur

Leugnung fast irgend welcher Liebesempfindung, irgend welcher Geschlechtsbeziehung zu einander, irgend welchen „Liebeshungers“, der die Raub-, die Mageninstinkte dem Geschlechtsgegnossen gegenüber ausschaltet und hemmt. Der Geschlechtsakt, zwar als solcher unvermeidlich auch hier, da sonst die ganze Fortexistenz zusammenpurzelte, engt sich auf einen widerwilligen Moment zusammen, ganz abgesehen davon, daß ihn der Konflikt der Instinkte in einem Falle sogar geradezu mit Lebensgefahr umgiebt. Du meinst, du bist an der äußersten Gegenecke aller Eheentwicklung. Und doch. Inmitten aller extremen Isolierung der Geschlechter tauchen bei Frau Spinne die starken Muttergefühle, bei Stachelinsky die entsprechend nachhaltigen Vatergefühle gegenüber der Nachkommenschaft auf.

Das Individuum, auf dem Punkt, sich von der Geschlechtsgemeinschaft zu emanzipieren, sieht sich an einer Stelle, die wenigstens indirekt mit dem Geschlecht doch wieder zusammenhängt, an etwas gekettet, das über die Isolierung als Individuum hinausgreift. Wie, wenn von hier eine neue Notwendigkeit eines Doppellebens doch wieder erwüchse? Wenn der Fall einträte, daß Frau Spinne und Herr Stachelinsky allein ihre Elternsorge nicht genügend erfüllen könnten? Ein zweites Wesen dazu brauchen? Es liegt auf der Hand, daß die andere elterliche Geschlechtshälfte der naturgemäße Partner auch hier wäre. Wenn nun, anstatt daß bloß die Spinne und der Stachelinsky das Nest bauen, auch der Spinnerich und die Stachelinska sich für diese Arbeit interessierten? Siehst du den roten Streifen, zu dem der faustdicke Morgennebel zerreißt . . . . .?

Nicht eine neue Syngamusehe, bei der die Gatten zeitweilig wie zwei verwachsene Würste körperlich aneinander hängen. Sondern eine ganz neue Schutzgenossenschaft zunächst zwischen zwei sonst ganz scharf und individuell getrennten Geschlechtsindividuen, eine Schutzgenossenschaft zum Schutz der Jungen, zum Nestbau und zur Nestverteidigung. Dann an

diesem neuen Idealverbande, der selbst das äußerste Gegenteil einer neuen körperlichen Verwachserei und Verwursteri wäre, gleichsam rückwärts aber auch zu neuer Kraft wieder erstarkend der einfache Liebeszug von Mann zu Weib, — doch verbessert, erhöht, vergeistigt, unter absoluter Achtung der beiden geschlechtlichen Individualitäten: — die höhere Tierreihe. Ein höheres Tier: — der Mensch!

Blicke noch einmal im Fluge auf den ganzen Weg, — bis zurück in die Nebel der alten Zwergengeschichte. Der Anfang überhaupt ohne Geschlechtertrennung. Erste Fortpflanzung durch Spaltung einer Zelle. Dann aus dieser Spaltung in verwickeltem Wege zur Notwendigkeit einer Überbietung gleichsam der Spaltung wieder durch höhere Verschmelzung. Zwei Zellen suchen sich, — verschmelzen. Eine kleine männliche, eine große weibliche. Die Einzelzellen werden zu Zellgenossenschaften. Jede Genossenschaft erzeugt ein bestimmtes Quantum männlicher oder weiblicher Zellen zum Verschmelzungszweck: es treten vielzellige Mannes- und Weibesindividuen höheren, gleichsam zweiten Grades auf. In diesen Männern und Weibern kämpfen jetzt zwei Prinzipien. Der fortschreitende Individualisierungsprozeß, der Tier von Tier, Individuum von Individuum, Mann schließlich auch von Weib trennt. Und der alte Liebesinstinkt, der beide mindestens zu einem Akt — der Begattung — zu einander nötigt, dabei aber auch allgemein immer wieder eine gewisse Neigung auslösen muß, die auf ganze, dauernde Vereinigung drängt. Gelegentliches Überwiegen des letzten Prinzipes. Fälle bis an die Grenze des Wiederverwachsens. Das Diplozoön, das schon vorher hermaphroditisch. Der Syngamus. Viele andere mehr. Aber in diesen groben Versuchen nach der einen Seite etwas rückschrittliches. Absinken der geschlossenen Individualität auf der einen Seite. Zum Beispiel die jammervollen Ersatzmännchen der Rankenkrebse; die lächerlichen Tannhäuser in der grünen Bonellia. Rückschritte! Gerade das andere, — das scharfe,

zunächst isolierende Individualisierungsprinzip scheint durchaus der höhere Weg. Im ganzen, ja! Aber doch deutlich, daß zu Schäden auch das, wenn zu extrem. Isolierung geht gelegentlich so weit, daß die Geschlechter fast ganz auseinander getrieben werden. Nur noch widerwillige, gefährdete Begattungsmomente, kein Liebesleben mehr. Spinnengatten, die sich fressen. Das Stichlingweib, das wie eine Prostituierte herangerufen, alsbald aber wieder verschucht wird. So auch hier etwas Verkehrtes. Aber doch Brücke zu Höherem. Über berechnete Individualisierung und Trennung auch der Geschlechtsindividuen hinweg neue Form der Gemeinschaft. Zungenpflege! Elterngefühle verlängern das Zusammensein der Elternindividuen vorwärts über den Begattungsmoment hinaus. Darüber erhält das Gute, das doch im Kern auch des anderen Prinzipes (der Geschlechtseinigung) lag, eine neue, höhere, idealisierte Macht. Es erwächst ein freies, der Individualität im ganzen doch noch gerecht bleibendes Zusammensein der Eltern auch in der eigentlichen, noch kinderlosen Geschlechtsaktzeit, — ein absoluter Friedensschluß der Geschlechter, der doch allem Zusammenwachsen sternenforn bleibt, vielmehr die Färbung eines höheren vergeistigten Sozialverbandes wahr: — — die Ehe.

Siehst du sie in dieser Weise tiergeschichtlich an, so siehst du auch sofort ihre noch heute und bei uns thätigen Rückfallgefahren. Die schwerste ist die doch wieder einreißende Vergewaltigung des einen Geschlechts. Rückfall gegen den Typus Bonellia oder Wurzelkrebs. Dort waren die Männchen das Degenerierte. Es kann aber auch das Weib die Rolle übernehmen. Bei der Spinne ist das Weib noch physisch stärker. Beim Stichling schon nicht mehr. Nun denke, wo die tierische Entwicklung in den Lichtkreis „Mensch“ trat. Mit einem schwächeren Weibe! Ahnst du den großen Kampf, den die Menschheit kämpfen mußte?

Mit der Menschheit ging alles aufs Licht. Alles Überkommene wird unter tausend Kämpfen verklärt. Die Ehe ver-

kärt. Gerettet ins Höchst-Menschliche. Aber in der Ehe zugleich die Art gelegt an die alte Unheilwurzel: die Vergewaltigung der einen Geschlechtsindividualität. Rettung der Ehe. Aber zugleich absolute Rettung der Individualität des Weibes als Mensch neben Mensch.

Aus der Spinne, die den Mann frißt, und dem Stacheling, dem das Weib eine feile Zigeunerin ist, die Ehe zwischen Mensch und Mensch, — nicht erbaut auf irgend welchen kleintlichen Satzungen einer vergänglichen Zeitmoral, sondern auf einem ungeheuren Nützlichkeitmoment, einer idealen Schutzgenossenschaft, — aber erbaut mit einer unerläßlichen Klausel, deren geringste Verschiebung alles ins Verderben stürzt: der absoluten inneren Freiheit beider Individuen als solcher, — Mann wie Weib. Du weißt, in welche Kette der Verwicklung das noch heute führt. Noch ist der uralte Konflikt in uns nicht rein gelöst. Noch schwebt die wahre Ehe, anstatt eine uralte geheiligte Tradition zu sein, die man bloß zu „glauben“ braucht, um sie zu besitzen, zum großen Teil als wahrer Zukunftstern erst über uns. Vorwärts mußt du blicken, um sie zu fassen, nicht zurück. Gerade heute umrauscht dich wieder eine besonders hohe Sturzwelle des Gegensatzes, der nun schon über Jahrmillionen tief vom Tier heraufkommt, — der viel älter ist als du als Mensch überhaupt.

Aus einer Geschichtsepoche, die das Weib wieder einmal stärker zu vergewaltigen, herabzudrücken suchte, wächst unter deinen Augen die Reaktion der Individualfreiheit, der Forderung einer solchen Freiheit wieder einmal turmhoch. Sie droht die ganze Ehe zu verschlingen. Aber der Schwall wird verrauschen, die Gegensätze werden sich abermals ins Gleichgewicht stellen. Eine Zeit wird kommen und diese Dinge vollenden, der bist du von heute wieder nur Diplozoon und Syngamus, Bonellia und Wurzelkrebz, Spinne und Stachelinsky. Verachte darum diese alten Kämpfer nicht. Lerne von ihnen. Verhülle dir die Augen nicht, als sei es ein alter Wahnsinn

der Natur, in den du da schaust. Es ist dein Wahnsinn, wenn es Wahnsinn ist. Wenn du aber an Licht glaubst — Licht in der unendlichen Folge der Dinge, aus der die Welten rinnen wie silberner Staub, Licht in dir, in deinem sonnenhaften Auge, das die Sonne trinkt, — dann ist es dein Licht, das auch dort schon leise wie ein bläuliches Sternchen glimmt . . . . .



Der Stachelinsky ist ein Fisch aus der Klasse der sogenannten Knochenfische. Wenig unterhalb dieser Klasse bog der Stammbaum des Menschen vom Stammbaum der Fische ab, um über Molchfisch, Amphibium und Reptil sich zum Säugetier empor zu arbeiten. Der Fisch, zum Stachelinsky entwickelt, blieb stehen. Das Säugetier wurde Mensch. Heute prallen die entlegenen Äste des großen Stammbaumes wieder zusammen. Und der eine ist Herr der Erde, sein Gutdünken wird über kurz oder lang über den anderen entscheiden. Der kleine Stachelfisch bietet dem Gaumen des Menschen nichts, — manche halten ihn sogar für direkt ungesund. So wird der Mensch ihn wohl eines Tages ausrotten, — ihn mit samt seiner seltsamen Liebestradition.

Unwillkürlich aber denkt man sich einen Moment einmal hinein: wenn nun umgekehrt die Kette der Menschwerdung über die Stachelinskys selber gegangen wäre? Wenn heute nicht der Mensch, wie er jetzt ist, Herr der Erde wäre, sondern irgend welche Nachkommen der Stachler aus dem Wassergrün?

Der Stachelinsky, zum Geistesstier erster Ordnung umgeformt, hätte in aller sonstigen Wandlung doch vielleicht seine abstruse Liebesart tief in die Kultur hinein bewahrt! Was wäre das scheinbar für eine veränderte Situation geworden.

Die Kulturgeschichte hätte eingesetzt mit einer Moral, der die Mutter als die natürliche Feindin ihrer Kinder galt. Eine lapidare Gesetzgebung, die das zusammenfaßte, hätte scharf sondern müssen: ehre deinen Vater — und hasse deine Mutter. Und ein Weiser am See Genezareth dieser Stichlingsmenschheit, der die Liebe so weit fassen wollte, wie nie ein anderer vor ihm, der alle bisher gültige Moral umkehren wollte bis in ihren äußersten Gegensatz um der Liebe willen, — er hätte kein schärferes, kein ungeheuerlicheres Beispiel finden können als: „Liebet sogar eure Mutter . . . .“ Das Meer seiner Zeit wäre wahrscheinlich im wildesten Sturme emporgebraust und hätte ihn verschlungen ob der Berwegenheit solcher Forderung. Dann aber hätten sie's langsam doch glauben müssen, — in schwerer, fast verzweifelnder Gewöhnung, wie wir es begriffen haben oder wenigstens zu begreifen anfangen, daß man alle Menschen lieben soll . . . . .

Und doch: das eigentlich Interessante an solcher Träumerei ist, daß im ganzen die Dinge doch schließlich dieselben geworden wären. Die Menschheit hätte an einer Ecke vielleicht ein paar tausend Jahre moralischen Freiheitskampfes mehr gehabt. Etwas, was sie bei uns schon vom Tier mitbekam, hätte sie erst noch erwerben müssen innerhalb ihrer Kultur. Aber erworben hätte sie es auch, — mit absoluter Sicherheit! Er wäre ja doch eines Tages wirklich gekommen, jener große Verkündiger der Mutterliebe. Die Mutterliebe ist eine Station in der Menschheitsliebe. Wir konnten von hier schon ausgehen. Dort hätte man erst die Station als solche erwerben müssen. Aber kommen mußte man auf sie in der gleichen logischen Folge.

Und das ist das eigentliche Lehrreiche des ganzen Gedankenganges, weshalb ich ihn dir hier eingestreut habe. Geschichtlich war es jedenfalls eine innere Notwendigkeit, daß nicht der Stichling und seine Nachkommen, sondern eine schon vor ihm abzweigende andere Linie des Wirbeltierstammes zu

„Menschen“ wurden. Es muß seine bestimmten Einzelgründe in der Entwicklungsfolge gehabt haben. Aber gerade wer sich etwas in darwinistische Gedanken heute oberflächlich eingeschult hat, der ist oft gern geneigt, von „Zufällen“ solcher Entwicklung als etwas Absolutem zu reden. Bah, das Stückchen biegsamen Knochenmaterials oder Nervensubstanz oder das Endchen anderer Methode beim Atmen oder was sonst die Menschwerdung hier herübergetrieben hat anstatt dorthin, über den Molchfisch anstatt über den Stichling, — Zufall! Und wäre dies winzigste Fünkchen Zufall nicht gewesen, so hätten wir oben ein ganz anderes Feuerwerk erhalten!

Was aber ist die Wahrheit? Es hätte doch letzten Endes alles nachgeholt werden müssen, und das Ergebnis wäre doch dasselbe gewesen. Der „Zufall“ hätte, anders fallend, nicht den eigentlichen großen Lauf geändert, sondern nur kaleidoskopartig gewisse Verschiebungen der Reihenfolge bewirken können. Gewisse Dinge, die sonst früh erreicht wurden, wären jetzt spät nachzuholen gewesen, dafür wäre's jedenfalls bei anderen aber wieder ausgleichend umgekehrt gewesen.

Du verstehst mich recht, nicht wahr: gerade solches extreme Andersdenken der Dinge im Sinne des Stichlingbeispiels bewirkt alles andere eher, als daß uns der Boden unserer wirklichen menschlichen Kulturerrungenschaften unter den Füßen schwankend gemacht würde. Es macht ihn im Gegenteil erst recht fest. Das Bewußtsein schaut das Unverrückbare, das unabänderlich logische „Empor“ erst ganz sicher und unzerstörbar jetzt hinter allen möglichen Stellungen des Kaleidoskops der äußeren Vorgänge und „Zufälligkeiten“. Nur in einem kommst du natürlich zu kurz. Wenn du statt auf Entwicklung überhaupt zu schwören, dich auf irgend eine äußerliche Moralform, irgend ein Moralereignis der hinter uns liegenden menschlichen Kulturbahn festbeißt und hier mit Gewalt das Siegel der absoluten „Weltordnung“ im Sinne einer dauernden Verankerung suchst.